

Hexenwahn und Teufeleien : Ziegenhörner und Bocksfüsse am Hexensabbat

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald**

Band (Jahr): **26 (2013)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ziegenhörner und Bocksfüße am Hexensabbat



Einso garstig wie die Erzählungen von den Hexen und Gespenstern sind jene vom Teufel, der früher häufiger zu sehen war als heute. Wenn er in seiner gehörigen Montur erschien, war er schwarz, hatte Hörner, einen Kuhschwanz, Bocks- oder Pferdefüße und trug grüne Kleider. In diese «Uniform» steckte ihn das Christentum nach dem Bild der griechischen Pane und römischen Faune. Im Werdenberg ist er *dr Hörnlimaa*, *dr Schwarz*, seltener auch *dr Gröahüetler*, der Böse, *dr Böas* gemeinhin, und damit die Verkörperung des Schlechten, der Versucher der Menschen, der sie zur Verleugnung Gottes und zum Hexenwerk antreibt. Wer an Geldmangel litt, konnte mit dem Teufel einen Vertrag abschliessen: Der Schwarze lieferte das Geld, der Empfänger dagegen musste ihm seine Seele verschreiben.

Für den Teufel ist das Strafen höchster Genuss. Er will die Menschen keinesfalls bessern, sondern nur strafen, und zwar all jene, die er in seine Gewalt bekommt. Daher versteht er auch nur das Braten seiner Opfer. Ein altes Sprichwort behauptet, eine Mutter, die an ihren Kindern nur Schönes und Gutes sehe, putze und poliere dem Teufel die Hörner, und wenn sie dem strengen Vater in den strafenden Arm falle, mache sie dem Teufel gar Locken in die Schwanzquaste. «Vom Teufel geholt» sagte man, wenn ein Mensch spurlos verschwand und als Geist erscheinen musste.

Wer ihn sah und ihn vertreiben wollte, hatte zu rufen: «*Bhüet mi Gott vor dir!*», oder: «*Bhüet mi Jesus Chrischt!*» Oft kann er durch einen Geistlichen gebannt oder durch einfache Menschen überlistet werden; er hat vor dem Weihwasser zu weichen und verliert beim Klang der Glocken seine Macht – der Christ wird damit Herr über ihn.

Schwarz, behaart und hässlich

Das Wort *Teufel* stammt vom althochdeutschen *tiuwal*, dem griechischen *diabolos*, und bedeutet 'Verwirrer, Verleumder', und das hebräische Wort *Satan* ist mit 'Widersacher' zu übersetzen. In verschiedenen Religionen wird er als eigenständiges Geistwesen angesehen. Zur Verkörperung des Bösen wurde er erst in der christlichen Glaubensüberlieferung, wo er als oberster Gegner Gottes auftritt und mit seinem freien Willen nicht unter der unmittelbaren Befehlsgewalt Gottes steht. Als ein aus dem Himmel gefallener Engel rebelliert er gegen Gott und sucht die Welt heim.

Kapitelüberblick

- **Der Tanz auf dem Sauboden** (Wartau). Ein junger Alpgehilfe erlebt den Hexentanz.
- **Der Färlifänger** (Wartau). Ein Schweinehirt beobachtet den Hexensabbat und wird vom Teufel bestraft.
- **Die Geiger unter dem Galgen** (Wartau). Zwei Geiger werden am Hexensabbat vom Teufel um den Lohn geprellt.
- **Der Tanz im Grüzimues** (Sevelen). Im Glatriet findet der Hexentanz statt.
- **Köpfe wie Bienenkörbe** (Sevelen). Zwei angetrunkene Seveler landen im Grüzimues.
- **Der Teufel und der Wilderer am Saxer Berg** (Sennwald). Der Teufel wird um seinen Lohn geprellt.
- **Die Kreuzberglöcher** (Gams/Sennwald). Der Teufel wird überlistet und schlägt aus Zorn die Löcher in die Kreuzberge.

Zur Abbildung am Textanfang: «Die Hexen» von Hans Baldung Grien, um 1508: Zu ihren Merkmalen gehörte der Hexenflug, das Treffen und der Pakt mit dem Teufel am Hexensabbat, die Teufelsbuhlschaft und der Schadenszauber.

Public-Domain-Bild

Die volkstümliche Darstellung des christlichen Teufels geht auf ursprünglich andere heidnische Götter zurück, die in christlicher Weise um- und abgewertet wurden. In weitgehender Über-

einstimmung mit dem griechischen Gott Pan wird er manchmal schwarz und behaart dargestellt, mit einem oder zwei Bocks- oder Pferdefüssen, mit Widderhörnern und einem Schwanz, mit hässlichem Gesicht und langer Habichtsnase. Bei seinem Verschwinden hinterlässt er zudem einen argen Gestank.

Bei den Germanen hiess der Gott des Gewitters Donar oder Thor, der auf seinem von zwei Böcken gezogenen Wagen durch die Wolken fährt, den Hammer schleudert und seine Blitze wirft. Ihm ist unser fünfter Wochentag, der Donnerstag gewidmet; viele Sagen erinnern in der Art des Teufels an ihn. Donars Lieblingsbaum ist die Eiche, die seine Blitze anzieht.¹ Der angebliche Wohnort des Teufels aber ist die Hölle, ein Begriff, der vom Namen der germanischen Unterwelt *Hel* abgeleitet ist, wobei die Herrscherin über diese Unterwelt ebenfalls diesen Namen trägt.

Die Buhlschaft und der Teufelspakt

Viele Vorstellungen aus dem Dämonen- und Geisterglauben des Altertums sind damit in das Teufelsbild des Mittelalters eingeflossen. In reger Phantasie wird er aus einem körperlosen Wesen zu verschiedenen Gestalten ausgeschmückt. Am weitesten verbreitet war die Furcht vor ihm in der Zeit der Hexenprozesse vom 15. bis weit hinein ins 18. Jahrhundert: Der Teufel und der Pakt mit ihm – die Buhlschaft – wurden bei Ketzer- und Hexenverfolgungen zum Mittelpunkt jener unseligen Gerichtsverfahren. Es gab kaum ein Geständnis, in dem nicht er als Verführer auftrat und damit dem Justizmissbrauch und dem Unrecht Tür und Tor öffnete.

In Anwesenheit Satans wurde auf den Hexentänzen Musik gemacht, meistens durch einen Geiger, der schon in alter Zeit der Musikant der ländlichen Tänze war. Da ging es lustig zu und her: Es wurde gegessen, getrunken, getanzt und geschwätzt. Doch das Essen an diesem Fest sättigte nicht, mit den Getränken liess sich der Durst nie

stillen und Salz und Brot fehlten ganz. Wer Gelegenheit bekam, mit einer Hexe eine Luftfahrt an den Hexentanz zu machen, durfte kein Wort sprechen und nie rückwärts schauen. Versties er gegen dieses Gebot, stürzte er hinab in ein fremdes Land. Auch wer zufällig dazu kam, wurde eingeladen, in die Gesellschaft einzutreten. Willigte man ein, hatte man sich mit dem eigenen Blut dem Bösen zu verschreiben. Wurde aber der Name des Erlösers genannt, so verschwand plötzlich alles und man fand sich in einem Gestrüpp oder unter einem Galgen wieder.

Der «Canon episcopi» und der Hexenflug

Der Canon episcopi, eine kirchenrechtliche Vorschrift zu Beginn des 10. Jahrhunderts, hatte sich schon gegen den Aberglauben gewandt, dass sich Frauen im Gefolge der heidnischen Diana, die im Mittelalter zur Göttin der Hexen geworden war, zu nächtlichen Flügen auf Tieren hergaben und verurteilte dies ausdrücklich als Einbildung und Wahnvorstellung. Hier ist bereits der ganze Mythos vom Hexensabbat vorgebildet, mit dem Unterschied, dass nicht Satan, sondern die heidnische Diana Herrin des Sabbats ist. Die Kleriker sollten alle Zauberei bekämpfen und die überführten Frauen und Männer als Ketzer verstossen. Als besonders schwere Fälle wurden jene «frevelhaften Frauen» bezeichnet, die sich vom Gottesglauben wieder dem Teufel und damit dem Heidentum zugewandt hatten. Es sei nämlich Satan, der sich in einen Engel des Lichts verwandelt habe und den Frauen solche Wahngebilde vorspiegeln würde, um auf diese Weise bei den Menschen den Unglauben zu verbreiten. Er könne sich in die Gestalten wie auch in die Abbilder beliebiger Personen verwandeln und die Frauen so in ihren Träumen täuschen, so dass sie nun glaubten, die eingebildete Luftfahrt auch körperlich erfahren zu haben. – Ob sich hinter den bekämpften Vorstellungen ein in verschieden-

sten Formen in Europa verbreiteter heidnisch-christlicher Glaube an Feen verbirgt, ist umstritten.

Die Walpurgisnacht

Alljährlich in der ersten Mainacht feierten die Hexen mit dem Teufel das grosse Mondfest, den Hexensabbat – das war ihre Chilbi. Auch da wurde gegessen und getrunken wie die Fürsten, gejauchzt und getanzt wie närrisch, dem Teufel gehuldigt wie einem Kaiser und zuletzt noch Hochzeit gehalten, alles durcheinander, bis die Betglocke endlich – wenn es langsam zu tagen begann – dem wüsten Treiben ein Ende setzte.

Bis ins Mittelalter war der 1. Mai der Gedenktag der Heiligen Walpurga, einer im 8. Jahrhundert lebenden Äbtissin aus England. Die neun Tage vor dem 1. Mai werden als Walpurgistage bezeichnet. Die Vorstellung des Hexensabbats in der Walpurgisnacht wurde durch Beschreibungen im 15. und 16. Jahrhundert beeinflusst. Johannes Coler (1566–1639) schrieb in seinem «Calendarium» unter anderem: *«Zu Abend [zum 1. Mai] pflegen Zeuberer viel Teuffeley zu uben.»* Im 17. Jahrhundert erschien bei Johannes Praetorius (1630–1680) ein *«Ausführlicher Geographischer Bericht von der Hexenfahrt und Zaubersabbathe so [...] die Unholden aus gantz Teutschland Jährlich den 1. Maij in Sanct-Walpurgis Nachte anstellen sollen.»*

Viele Walpurgisriten leben in bäuerlichen Maibräuchen fort: Man schützt manchenorts die Höfe durch nächtliches Peitschenknallen, ausgelegte Besen und Maibüsche. Der zu Walpurgis der Liebsten vor das Haus gestellte Maibaum, meist eine Birke, ist Fruchtbarkeitssymbol und stellt den Weltenbaum dar, um den mitunter auch getanzt wird. Mit der rigoros gehandhabten Christianisierung wurden die alten Bräuche jedoch als heidnisch verdammt, die ursprüngliche Bedeutung geriet in Vergessenheit und ging in harmlos-ländlichem Brauchtum auf.



Stofel der Alp Riet gegen (von links) Alvier, Gauschla, Girenspez und Fli-dachöpf: Auf der Suche nach einer vermissten Sau geriet der Batzger in den Hexensabbat.

Foto Hans Jakob Reich, Salez

Vom Ziegenbock zum Sündenbock

Bei unterschiedlichen Gelegenheiten diente schon im antiken Israel der Ziegenbock als Sündopfer und wurde damit im Alten Testament mit der Sünde schlechthin in Verbindung gebracht. Jemand, dem man die Schuld für Misserfolge und Fehler zuschiebt, wird in der Umgangssprache als «Sündenbock» bezeichnet, wobei auch dieser Begriff biblischer Herkunft ist: Am Tag der Sündenvergebung machte der Hohepriester die Sünden des Volkes Israel bekannt und übertrug diese durch Handauflegen symbolisch auf einen Ziegenbock, der – und mit ihm auch die Sünden – in die Wüste gejagt wurde. Ziegenböcke – mitunter auch die Widder – versinnbildlichen daher die von Gott Abgefallenen, denen die ewige Verdammnis gewiss ist.

Oftmals wird der Teufel auch gedeutet als das Urbild des lüsternen Mannes; er steht damit als Symbol für die inneren Triebe und Kräfte, die in den Menschen ruhen. Symbol der sexuellen Lust ist Satan schon seit der Antike; Bacchus und Silen werden auf dem

Bock reitend beziehungsweise mit einem Ziegenfell dargestellt, und die Liebesgöttin Aphrodite reitet ebenfalls auf dem Bock. Das Werbeverhalten der männlichen Tiere mit seinen Brunftlauten, der unangenehme Bocksgeschmack, vor allem aber auch die artfremde Paarung mit weiblichen Schafen brachten den Ziegenbock bald in den Verruf übergrosser sexueller Lust: Er wurde damit bereits im 6. Jahrhundert zur Verkörperung der Wollust. Diese Bildlichkeit, die sich gegen die Todsünde der Lüsternheit wendet, hat sich bis in die Sagen des 20. Jahrhunderts gehalten. Damit wurde vor normwidrigen Sexualkontakten, hexerischen und zugleich hurerischen Frauenzimmern sowie nächtlichen Kiltgängen und Tanzvergnügen gewarnt.

Der Teufelsbock dient seit dem 16. Jahrhundert den von Gott abgefallenen und verworfenen Hexen als Reittier zu ihrem weit entfernten Tanzplatz beim Hexensabbat; sie sprengen auf dem bockgestaltigen Teufel selbst dorthin. Allgemein mag es aber erstauen, dass dem Schmalvieh – Schaf und

Ziege –, das den alpinen Menschen Milch, Fleisch, Haut und Fell liefert und seit Jahrtausenden von grossem Nutzen ist, in der populären Erzählkultur diese negative Bedeutung beige-messen wird.

Volkserzählungen, in denen der Teufel vom kleinen Mann übers Ohr gehauen wird und unterliegt, waren und sind auch bei uns sehr beliebt: Der Einfache – und manchmal auch der Einfältige – gewinnt gegen den Mächtigen und Grossen.

In der bekannten Urner Sage vom Bau der Teufelsbrücke liegt der Witz darin, dass der Höllenfürst statt der Seele eines Menschen ausgerechnet einen Bock, ein von ihm selbst erschaffenes Geschöpf, als Opfer erhält!

Sinnbild für Gier und

Unkeuschheit – das Schwein

Zu den zahlreichen unreinen Tieren des Alten Testaments gehört auch das

1 Vgl. dazu die nicht zu empfehlende Bauernregel bei Gewittern: «Eichen soll man weichen, Buchen aber suchen.»



**Malans vom Salz-
büel gegen Fersals,
Pöschwald, Wal-
serberg und Gon-
zen: Ein Schweine-
hirt beobachtete
heimlich den
Hexensabbat und
wurde dafür be-
straft.**

Foto Hansjakob Gabathuler,
Buchs

Schwein, und keines war von der Verachtung so stark betroffen wie dieser Paarhufer. Der königliche Dichter Salomo wählt das im Dreck sich suhlende Tier als Vergleichsbild für die weibliche Unkeuschheit, um schöne, aber sittenlose Frauen zu rügen. Gegen die Schweine essenden und opfernden «Götzendienen» wettet auch der Prophet Jesaja.

Dem Schwein haften indessen auch im Neuen Testament teuflische Züge an. In der geistlichen Literatur und Kunst wird es als Sinnbild des Teufels, der Sünder und der Sünden gebräuchlich, und schon im Zeichen des Judenhasses des 9. Jahrhunderts wird dieses «Teufelstier» mit den Juden gleichgesetzt und dient als Personifikation des Judentums schlechthin.

Die Verbindung des Schweins zur Wollust geht nach einem Zeugnis des 6. Jahrhunderts auf dessen angebliche Unsauberkeit zurück. In Hieronymus Boschs «Garten der Lüste» um 1510 wird ein Schwein – der Teufel – von einem nackten wollüstigen Sünder geritten; noch in den Sagen des 20. Jahrhunderts reiten Hexen auf dem

Schweineteufel zum Tanzplatz des Hexensabbats. HG

Senn 1862, S. 296f.; Gabathuler 1948, S. 76; Seger 1980, S. 6; Gabathuler 1983, S. 158; Brunold-Bigler 2010, S. 46ff. und 63ff.

• Der Tanz auf dem Sauboden

Der jüngste Alpknicht auf der Alp Riet, der Batzger, vermeint eines Abends beim Einnachten, es fehle ihm eine Sau und macht sich auf die Suche. Als er zurückkommt, *tuot er wia lätz*, er führt sich auf wie ein Irrer, *singt un juheijat, juchsat un tanzat, s hät allna d Hoor z Bärg gschteilt* – er singt, er jauchzt und tanzt, dass den Hirten die Haare zu Berge stehen. Zuletzt reisst er sich sein *Tschöapli* vom Leib, Kittel, Hose und Hemd, und wirft alles in einen Winkel. Jetzt vergeht auch dem Senn das Lachen. Er nimmt den Batzger wie ein kleines Kind, drückt ihn auf den Triil und bedeckt ihn mit den Kleidern, sobald er sich endlich etwas beruhigt hat.

Am andern Morgen wollte der Batzger wieder seiner Arbeit nachgehen,

aber seine Augen waren dermassen verschwollen, dass er kein Lid öffnen konnte. Beim Morgenessen wurde er gefragt, was er eigentlich gestern Nacht geträumt habe. «Was geträumt?», meinte er, «als ich auf der Suche nach dem Schwein zum Sauboden kam, tanzte dort ein ganzer Schwarm Ferkel – viel mehr als wir auf unserem Stafel haben –, alle wie besessen und aufrecht auf den Hinterbeinen *un hän gwī sat, gschrousat un ggléiet* – sie quiekten, schrien und grunzten, dass es mich fror. Geigenspieler waren keine zu sehen, alles war in den Lüften, eine Weise und ein Takt, dass es mich überall kitzelte und juckte. Plötzlich bin ich selber mitten in diesem Getümmel. *As weterläichat un gnaischtat* – es weterleuchtet, es stieben Funken und ein teuflermässiger Gestank schwebt über dem Tanzplatz, nicht von Schweinemist – bewahre! Ich weiss kaum, wie ich ihm sagen soll: *chnüppala, schwäbala, rämschala, böggala oder gär chögala!* – Es roch wie Knoblauchdunst, es stank nach Schwefel, nach Bärlauch, nach Ziegenbock und auch nach Aas – alles auf einmal und al-

les durcheinander! Da begannen mir die Ohren zu läuten und zu klingeln, – es schwanden mir die Sinne. Ich wusste nichts mehr von mir selber, bis ich heute Morgen splitternackt im Triil aufwachte und die Augen kaum mehr öffnen konnte.» – So erzählte der Batzger.

Den Hirten trieb es die Tränen vor lauter ungläubigem Lachen. Doch der alte Senn tadelte sie und meinte: «Da gibt es gar nichts zu lachen! Die Säue an diesem Tanz sind eben Leute, die zu Lebzeiten ihr Ehebett beschmutzt und versaut haben. Jetzt müssen sie in gewissen Nächten bis ans Ende der Welt auf dem Sauboden draussen tanzen und geilen und sich aufführen – eben wie die Säue.»

Gabathuler 1938, S. 185f.

● Der Färlifänger

Vor alten Zeiten, als noch die Grafen regierten, besass das Wartauer Dörflein Malans eine eigene Schweinetratt, wie alle andern Dörfer auch. Das war ein Eichwald, von Pratalada bis hinaus auf den Grat von Fersals. Ein altes Männchen mit grauem Bart, das man «Rüfibuob» nannte, war Schweinehirt. Im Herbst, wenn die Eicheln reiften, zog er mit seinem Färlifasel jeweils morgens hinauf durch Gerschelis, oben am Berg vorbei und am Abend durch die Holzgasse wieder heimwärts. Diese Reise war für die Schweine tagtäglich ein Fest, *trüot hänn si un gschwärat* – sie wurden

dick und schwer, denn das war die bessere Mast als blaues Geschirrwasser mit glasig gesottenen Kartoffeln darin. Nicht umsonst hatten es die Bauern bei der *Metzgata* – dem Schlachten der Schweine vor Neujahr wie an der Chilbi, und man gönnte es auch den Kindern aus der Nachbarschaft, wenn sie kamen und miauten und damit um ein Würstchen bettelten.

Eines Abends, als der Rüfibueb heimkommt, fehlt ihm die schönste Sau: «*Dia chaⁿ ma nid djuss luⁿ über Nacht, dia muoss ma ga suocha.*» Der Hirt zwingt das Nachtessen hinunter und macht sich auf die Suche. Sein Locken «*Hotschili – Hotsch – Hotsch!*» aber bleibt ungehört und der Wald steht still und schwarz. Plötzlich aber hört er etwas summen und bleibt horchend stehen. Eine Biene konnte es nicht sein, denn es war schliesslich bereits Allerheiligen. Wie ein Schelm schleicht er durch den Wald, dem Raunen entgegen, das er vernommen. Endlich *lüüterlat s* zwischen den Eichen; er gewahrt einen hellen Schein, eine grosse Lichtung, eine Ebene! Am Rand brennen Fackeln, und in der Mitte auf einem Eichenstrunk sitzt ein gewaltiger Mann, bekleidet mit einem schwarzen Mantel und einem riesengrossen, spitzen Hut auf dem Kopf. Auf seinen Knien hält er ein dickes Buch, worin er blättert und liest. Rings um ihn aber tanzt ein wildes, nacktes Gevölk wie besessen: kaum der Schule entwachsene Burschen und

Mädchen, Erwachsene und Alte, Männlein und Weiblein.

Jetzt stellt sich der Riese auf den Eichenstrunk und winkt mit seinem Haselstecklein. Die Geiger im Dornengestrüpp schweigen, die Gesellschaft hält still. Wieder ein Wink mit der Haselrute und die Tanzenden alle fallen auf die Knie. Der Riese nimmt seinen Hut ab. Sieh an! – zwei Bockshörnchen zeigen sich zwischen den Haarlocken! Gleich setzt er sich wieder auf den Baumstrunk. Ein Kuhschwanz guckt unter dem Mantel hervor; er legt ihn sich über das linke Knie. Anstatt der Stiefel, wie es Brauch und Sitte ist, trägt er Pferdeschuhe! Ein dritter Wink mit dem Stock, und eine der Tanzenden – eine nach der andern – rutscht auf den Knien vor ihren Fürsten, der ihnen die Quaste des Kuhschwanzes entgegenhält – zum Küssen! Und alle küssen ihn, alle, gar alle!

Wieder geht der Tanz los, wilder noch, garstiger als zuvor! Der Rüfibuob steht im Schatten und staunt über dieses Küssen und das wüste Hasten und Jagen. Dass man der Schlossfrau – der Gräfin – die Hand küsst, das hat er gewusst. Aber dieser Schwanzkuss, das ist ihm neu. Jetzt dämmt ihm, weshalb man hin und wieder sagt, dieses oder jenes Luder sei dem Teufel wie ab dem Schwanz gefallen. *S hät a glächarat, er hät müossa pfnutzga, er hät s numma möga verheba* – er konnte sich ein Lachen nicht mehr verkneifen. Ein verhutzelttes, altes Hexchen mit roten, tiefenden Äuglein erblickt ihn, packt ihn am Bart und zerrt ihn in den Ring vor den Riesen auf dem Eichenstrunk. Dieser brüllt ihn an: «Was hast du hier verloren?» «Halt ein – ein – Färl!» stottert der Ertappte. Die Fackeln verlöschen urplötzlich, die Geigen verstummen und der Hexenfürst droht: «Es kommt dir wohl, dass du nicht lügst. Deine Sau ist daheim. Wenn du nur neugierig gewesen wärst, kämst du gleich um deinen Kopf. Jetzt gibt es nur eine Busse, du kannst dich bedanken!»

Jetz focht s aⁿ fischpara-n um a Rüfibuob ummi, wischpara, ggiggara, gigara,

St.Ulrich, mundartlich Tuerich, gegen Underansa und Anaspitz: Ziel der zwei Geiger, das sie nicht erreichen konnten.

Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs



lisma-n un bisma, suisa-n un bruisa, pfnuⁿschan un ruⁿscha, wie wänn im tuisig verliabti chibigi Wibli d Oara voll pibarat hetta-n un vuⁿ sim Hämpli um ds Tüfels Gwalt a Fetzi oder zum mindschta-n a Fädili wettan – um den Rüfibuob herum beginnt es gleich zu fispern und zu wispern, zu kichern und zu flüstern, zu sausen und zu brausen, zu fauchen und zu rauschen, als ob ihm tausend keifende Weiblein die Ohren voll schwatzen und von seinem Hemd einen Fetzen oder zumindest einen Faden mitnehmen wollten. – Alles geht mit ihm ringsum, als sei er ein Reibestein in der Mühle im Tobel. Kein Wunder, schwinden ihm die Sinne!

Als es tagt, erwacht er im Resch, im unteren Holzries, in einem Haufen Bettlaub *bluotschtärnaplutt* – splitternackt, und friert erbärmlich. Nur schnell nach Hause und an die Wärme! Er rennt das Ries hinab. Da liegt ein Strumpf, dort hängt sein Brusttuch an einem Tännchen. Hier findet er einen Schuh, dann sein Hemd in einem Dornbusch, und wieder einen Strumpf im Bächlein, den andern Schuh und den Hut im Töbili und zuletzt seinen Kittel auf dem Rüfilochstein. Und die Sau – die war wirklich zu Hause! Sie hatte den Weg ohne den Hirten gefunden.

Am Nachmittag suchte der Rüfibuob den Ort des Hexentanzes nochmals auf. Und sieh da: Da steht der Eichenstrunk, dort hat es noch Fohlentritte, da ist auch der Tanzring, neun Schuh breit! Kein Gräslein aber und kein Kräutlein mehr – alles ist in den Boden gestampft! Und aussen um den Ring, da sind die Sträucher gerupft und geschunden, als ob ein Hagelwetter darüber gefahren wäre. – Der Rüfibuob hatte also doch nicht geträumt!

Gabathuler 1938, S. 176ff.

● Die Geiger unter dem Galgen

Vor vielen hundert Jahren lebten im Buttlet in Oberschan zwei Brüder, ein Weber der eine und ein Schneider der andere. Sie aber woben nicht nur und machten Kleider, sie beherrschten auch



Mit Schilf und Gebüsch durchsetzte Wasserlöcher, sogenannte Gumpfa, gab es in der Rheinau einst viele.

Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

das Geigenspiel und spielten deshalb an der Chilbi, an Hochzeiten und andern Festen oftmals zum Tanz auf, wo sie in einer Nacht mehr verdienten, als mit Nähen und Weben in einer ganzen Woche. Sie verstanden ihre Kunst wie weit und breit niemand sonst. Deshalb bot man sie überall hin auf, auch zu Taufen und an die Fasnacht. Man sagt, wenn sie die Saiten richtig ein- und angezogen, die Bögen richtig geharzt und dann losgelassen hätten, dann sei niemand mehr im Stand gewesen, ruhig zu stehen, geschweige denn zu sitzen, alle habe es mitgerissen zum Tanz, nicht nur Mädchen und Burschen, sondern auch Graubärte und runzlige Weiblein. Da hätten sogar die Wingerstiggel mit den Zaunstecken getanz wie die Fahnenfetzen im Föhn!

Eines Abends – in Sevelen war Markt gewesen – wollten die beiden an den Seveler Berg nach St. Ulrich gehen, das im Volksmund auch *Tuerich* genannt wird, um dort aufzuspielen. Sevelen war da-

mals nur ein Hof mit Haus, Stadeln und Speichern in der Brigglä unterhalb des Eichbüels, fernab vom oft drohenden Rachen des Rheins und des Seveler Bachs. Nach dem Nachtessen gingen die beiden vorbei am Schaner See und kamen auf Mangis in den Wald. Hier war es dunkel wie in der Erzgrube im Gonzen. Sie aber waren sich das gewohnt; es machte ihnen nichts aus.

Lange, sehr lange jedoch waren sie schon gewandert, aber der Bach im Plana wollte einfach nicht kommen. «Du», sagt der eine, «dieses Mal – so glaube ich – haben wir uns verirrt.» «*Tummheita, jo wolla*», meint der andere, «verirrt? Jetzt kommen wir gleich in die Aspere hinab, wir sind auf dem rauen Weg mit den vielen Steinen.» «Aber der Bach, der Bach?», meint wieder der eine. «Ja, der Bach, den haben wir bestimmt nicht bemerkt, denn er verkriecht sich hie und da während der Trockenheit. Weiter, nur immer weiter!» Doch die Lichter von Tuerich, die

wollten einfach nicht kommen. Jetzt kamen sie an den Bach und schritten hinüber. «Du», sagt wieder der eine, «mir scheint, der sei nicht ausgetrocknet, ich habe beide Schuhe voll Wasser.» Schon kam wieder ein Bach und als sie ihn passiert hatten der nächste und gleich wieder einer. «Was soll denn das jetzt? Vier Bäche zwischen Tuerich und Oberschan, so grosse Bäche? – Ich glaube, wir sind auf ein Irrkraut getreten, ganz gewiss! Noch durch diesen einen Bach, irgendwann und irgendwo werden wir doch wieder zu Land kommen.» Sogleich marschieren sie wieder forsch weiter und gelangen bald in ein grosses Riet. «Du», sagt der eine, «jetzt sind wir im Grüzimues unten.» «Dann aber sähe man die Lichter von Tuerich! – Schau dort!» Und richtig, durch die Erlen erkannten sie eine ganze Reihe Lichter.

Sie hielten darauf zu und erreichten bald eine mächtige Felbe mit einem Pumpbrunnen darunter und einem Schwarm Weiber wie ein Fasel schwarzer Ziegen darum herum, die dort wie wild allerhand Kinderwindeln wuschen. Eine von ihnen schrubhte ohne Unterlass, die andern wuschen und hatten die liebe Not damit, als ob man nur noch am nächsten Tag die Wäsche hätte trocknen können.

Die beiden Geiger staunten und glotzten wie närrisch. «Du», flüstert der eine, «das sind doch diejenigen, die bei Lebzeiten immer geglaubt haben, sie müssten noch einen besseren, reicheren und hübscheren Mann bekommen und dabei ledig geblieben sind. Die müssen jetzt geistern und waschen, bis die letzte Windel, alle Männerhosen und Hemden sauber sind und geflickt. Denen wollen wir aufspielen, aber einen lüpfigen Tanz!» Sie stimmen die Geigen, wetzen die Bögen und lassen dann an *mit Plöüderla, mit Schmaichla, mit Singa-n un Jola, mit Jüchsla-n un Chützla, mit Gaiⁿsla-Chlepfa-n un Zwiggga* – mit Geplauder, mit Schmeicheln, mit Singen und Johlen, mit Jauchzen und Kitzeln, mit Peitschenknallen und Zwicken. Die Jungfern benehmen sich vorerst so, als ob sie die Musik nicht be-

merkten. Plötzlich aber springt eine mit einem Hemd in der Hand auf, nimmt es an den Ärmeln, hält es vor sich hin, fängt an zu galoppieren und zu tanzen und lässt einen Jauchzer erschallen wie ein *Stubetibuob*.

Auf einen Schlag ist es stockfinster und eine Stimme fragt: «Wo wollt ihr eigentlich hin?» «Nach Tuerich, man hat uns zum Geigen aufgeboden.» «Nach Tuerich? Seht dort drüben die Lichtlein; das ist Tuerich! Bis es tagen wird, könnt ihr es nicht mehr erreichen. Kommt doch mit mir! Hier oben ist Chilbi; ich habe heute besondere Gäste, und jetzt gibt es sogar noch besondere Geiger. Dass ihr Geige spielen könnt, das habe ich gesehen, nicht nur gehört. Ich gebe euch zu essen und zu trinken, was und so viel ihr wollt, und dazu ein ganzes Säcklein Dublonen, so schwer, dass es einer allein kaum zu tragen vermag.» – Auf der Stelle war man sich einig.

Sie folgen ihm, und – als sie aus dem Wald treten – erkennen sie, dass es ein grosser Herr mit einem grünen Mantel und einem breiten Hut ist, der sie angesprochen hat. Er führt sie in einen prächtigen Garten, wo an vielen Tafelischen Herren und Frauen sitzen, Bürger und Beisässen, Taugenichtse und Bettler; sie essen, singen und lachen dazu. Den Geigern trägt man auch auf: das beste Essen und köstlichen Wein. Das Säcklein, in dem es hell klingelt, wird ihnen neben die silbrigen Stützen gestellt. Sobald das Gastmahl fertig ist, räumt man die Stühle und Tische weg. Die Geiger stellen sich auf einen Tisch und beginnen zu spielen. Die Gäste tanzen dazu, zuerst alle nur im Schritt, dann im Trab und zuletzt in hellem Galopp.

Unvermittelt fällt einem der Kopf ab, wie etwa einer Puppe, und rollt gleich einer Kegelkugel unter den nächsten Tisch. Er springt ihm nach, erwischt ihn und setzt ihn wieder auf wie einen Hut. Dann sucht er seinen Begleiter und tanzt weiter, als ob nichts geschehen wäre. Jetzt schauen sich die Geiger doch etwas genauer um und gewahren,

dass viele der Herren einen eigenartigen roten Bändel um den Hals tragen, andere eine Krawatte aus Hanf, die gar nicht zu ihrer Montur passen will – und viele der Frauen sind tschuderdräggness – tropfnass!² Alles tanzt, trinkt, jauchzt und lacht, bis die Betglocke in Triesen zu läuten beginnt.

Da verstiebt die ganze Gesellschaft wie Asche im Sturmwind, und die beiden Geiger merken, dass sie sich unter dem Galgen von Vaduz befinden, dass der Weinkrug vor ihnen ein Totenkopf ist und die silbernen Stützen *Ross-tschatgga*–Pferdehufe. Wie erschrecken da die beiden! Eilends lösen sie die Saiten, packen den Dublonenbeutel und rennen ohne auszutrinken geradewegs dem Rhein zu. Dort ringen sie ein Weilchen nach Luft. «Du», sagt der Schneider zum Weber, «es dünkt mich, ich sei sehr stark geworden, der Dublonenbeutel ist so leicht, als wären nur Federn drin.» Der Weber löst die Schnur, greift hinein – und zuckt zurück, als ob er in Gluten gegriffen hätte: Die Hand blutet! Er nimmt das Säcklein an einem Zipfel und kehrt es um: lauter Scherben und Glas!

Gabathuler 1938, S. 139ff.

● Der Tanz im Grüzimues

Wenn der längste Tag vorbei ist und der Mond zum neunten Mal zunimmt, stehen nachts um elf Uhr alle Toten, die über zwanzig Jahre alt geworden und *uhni Chinn ab der Welt*, also verstorben sind, ohne eigene Kinder zu hinterlassen und daher nicht wissen, was Mutterschmerz oder Vaterglück ist, aus ihren Gräbern auf und *schottla-n der Härt uss da Rolla* – schütteln die Erde aus ihren Locken. Dann reitet alles miteinander *füttlaphlutt* – splitternackt und ohne Hemd – auf geschabten Säuen und Ebern dem Grüzimues zu. Das liegt et-

² *Tropfnass*: hier für Frauen, die sich selber im Wasser das Leben genommen haben. Die Gesellschaft besteht aus Leuten, die sich im Leben etwas hatten zu Schulden kommen lassen und mit dem Tod bestraft wurden.

was unterhalb Glat bei Sevelen, dort, wo die Saar den Bergschutt in das Torfriet hinaus schiebt und ihre schmutzigen Wasser in *Gülla un Gümpfa* – in Pfuhlen und Pfützen – verteilt. Dort stürmen die schneeweissen Säue – «huss, huss» – einer Rufe gleich in den brandschwarzen Schlamm. Wie eine Zeine voller Scheiter werden hier alle Reiter z *under obsig, chrüzwiis un atwärtschtig* abgeladen. *Das git a Gweis un a Wimsla: überal Arma-n un Baiⁿ, Chöpf, Büüch un Rugga, Tschungga un Achsla, rund Füttlapag-ga-n un ggegget Sougrinn und do un döt a Souschwänzli, a gringlets, zum si draⁿ heba* – ein heilloses Durcheinander: überall Arme und Beine, Köpfe, Bäuche und Rücken, Schenkel und Schultern, runde Hinterbacken, eckige Sauköpfe und hie und da ein geringeltes Sauschwänzchen, woran man sich halten kann – alles tobt in diesem kohlschwarzen Brei, und über allem leuchtet wie ein blaugrüner Flor der Schein³ von halbverfaulten Felben! Nach und nach löst sich der Knäuel: was zusammengehört, kommt wieder zusammen und kriecht aus den Schlammlöchern.

Jetzt beginnt es in den Erlen zu geigen, zuerst nur ganz leise, ein Wiegenlied, bald etwas höher und lauter, eine flatternde Liebesweise, *wia wänn an Nachtbuob der Liabschta rächt aⁿhebig schmeichlat*, dann aber ein Tanz und ein

Takt, die nun die Tanzenden packen wie der Wirbelwind das Bettlaub im Spätherbst. *Hotsch, hotsch – hotschili – hotsch, hotsch!* Alles lässt sich ans Tanzen, *an wilda, förchtiga – an tüüfelmässiga Tanz. Das git an Lärma, ds aiga Wort verschteand ma do numma: vu da Soua das Wiⁿsa und Schrousa, vu da Mana a Gjüchs un a Johla und vu da Wiber a Gschrei, dor Margg un Baiⁿ goht s aim.* – Schweine und Leute, alles durcheinander, ein wilder, fürchterlicher, teuflermässiger Tanz. Das macht einen Heidenlärm, dass man das eigene Wort nicht mehr versteht: von den Säuen das Grunzen und Quietschen, von den Männern das Jauchzen und Grölen und von den Weibern ein Geschrei, das durch Mark und Bein dringt.

Dann und wann schwirbelt ein wildes Lichtlein⁴ daher, um zu gucken, wer Hochzeit mache, aber nur ein ganz kleines Augenspiel, dann macht es, dass es wieder fort kommt: zu viel hat es bereits gesehen! Nach und nach zahmen die Pärchen. Eines torkelt und taumelt daher, eines fällt Hals über Kopf in eine Pfütze und schiesst auf der andern Seite wieder heraus, als ob es angezündet worden wäre. Die Müdigkeit ist fort und verflogen! *Huss, huss – huss, huss!* So würde das in alle Ewigkeit weitergehen, wenn es nicht vom Seveler Kirchturm

her ein Uhr schlänge. Dem Geiger springt die Saite entzwei, und *der Brägel verschtübt in all Winn* – das Durcheinander verschwindet in alle Winde, genauso, wie es gekommen war.

Gabathuler 1938, S. 76ff.

● Köpfe wie Bienenkörbe

Eines Abends, kurz nach der Fasnacht, überhockten zwei gestandene Seveler Mannen im Bad Rans bei Haldenwein⁵ und Schweinespeck. Als sie dann endlich heim wollten, war es so dunkel, dass sie sich einigten, geradewegs der Saar entlang zu gehen, damit sie den Rückweg auch sicher fänden und nicht etwa in Räfis, auf Guscha oder gar auf Pont landen würden. – Die beiden aber wurden am andern Morgen, als es eben Tag werden wollte, halb tot und über und über mit Schlamm beschmiert am Bachbord liegend in der Sponna aufgefunden. Ihre Köpfe waren angeschwollen wie Bienenkörbe. – Wenn man später den einen oder den andern fragte, wie es gewesen sei beim Grüzimuestanz, dann musste man sehr aufpassen: Drei Schritte vom Leib, sonst wäre es dem Frager schlecht ergangen, ganz schlecht! – Sagen und Geschwätz?

Gabathuler 1938, S. 81f.



Die Saar verteilt ihr Wasser und den Schutt beim Eintritt in die Ebene im Grüzimues in «Gülla un Gümpfa».

Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs



Das alte Bad Rans – hier um 1910 – mit seinem Rebberg an der Badhalde war für manchen Seveler häufig nicht nur Anlass, sondern auch Argument für späte Heimkehr. Archiv Hansruedi Rohrer, Buchs

Im Berggut Rutzen am Saxer Berg wurde der Teufel überlistet und schlug in seinem Zorn mit Baumstämmen die Löcher in die Kreuzberge.

Foto Hans Jakob Reich, Salez



● Der Teufel und der Wilderer am Saxer Berg

Am Saxer Berg im obersten Hof wohnte einst ein schlauer Bauer, den sie Rutz hiessen. Auf seinem einsamen Gehöft graste viel Wild – Rehe und Gamsen – und tat ihm dadurch grossen Schaden. Um sich schadlos zu halten, glaubte er sich berechtigt, trotz des Wildbanns zu Gunsten der hohen Obrigkeit, zu wildern. Als er eines Tages wieder Lust auf Wildbret verspürte und ihn sein Weib vor der Strafe der Freiherren warnte, schmolte er und hielt ihr entgegen: «Ach, der gnädige Herr regiert gar weitab von hier auf seinem Schloss Forstegg, und sein Wildhüter ist zu faul, hier herauf zu steigen. Soll mich doch der Teufel holen, wenn sein Vogt mich beim Wildern erwischt!»

Wie aus dem Boden gewachsen, stand schon der Bocksfüssige vor ihm und sprach: «Rutz, du schlauer Fuchs, ich will dich vor allen Gefahren deiner Lebtag bewahren, jedoch unter einer Bedingung: Wenn du zum Sterben kommst, so sei deine Seele mein, solange die wilden Schrofen der Saxer Berge unversehrt zum Himmel weisen. Die-

sen Akt beschwöre mit des Teufels Eid, mit fünf ausgestreckten Fingern, so, wie jene fünf Zinnen der Kreuzberge⁶ als ein Wahrzeichen stehen bis in alle Ewigkeit!»

Der beschlagene Saxer bedachte sich nur einen Augenblick, dann schwor er nach des Teufels Geheiss. Kaum war der hinkende Versucher verschwunden, machte sich der Wilderer auf den Weg und stieg hinauf zu den Heubergen, hinan bis zum Fuss des mächtigsten Felsenturms. Dort oben entnahm er seinem Rucksack Hammer und Meissel und schlug in einen weissen Gesteinsfleck das Zeichen des Kreuzes.

Danach lebte er viele Jahre unbesorgt als Bauer auf seinem Hof, als Senn und Wildheuer auf der Alp, als Holzer und Fuhrmann im Wald und als Wilderer in Fels und Tobel, und niemals geschah ihm ein Unfall, noch ertappte ihn der Wildhüter. Als er aber hoch betagt fühlte, dass der Tod anklopfte und seine Frau das Seelenfenster öffnen wollte, da sprach er: «Ach, liebe Kathri, lass doch zuerst den Teufel herein, ich habe bei ihm noch eine alte Rechnung offen.» Da trat auch schon der Gehörn-

te in die Stube, rieb sich die Hände und sagte: «Nun, mein alter Fuchs, bist du bereit?» «Oh, du mein Trost, du könntest mich erbarmen, wenn du im Sennwald nicht Dummere erwischen würdest. Schau dir doch die Felszinnen genauer an und sag mir, ob diese unversehrt sind!», erwiderte der alte Rutz.

Der Teufel humpelte vor das Haus hinaus und sah am Felsen das Zeichen des Kreuzes. Da wusste er sich überlistet und griff in entsetzlicher Wut nach den Baumstämmen, die vor dem Haus auf dem Holzplatz lagen, und schleuderte sie gegen die Felszinnen, dass es blitzte, donnerte und krachte, als ob die Hölle aufgebrochen wäre. Die mächtigen Ge-

3 Der blaugrüne Schein: Biolumineszenz des Halimasch-Pilzes auf morschem Holz.

4 Siehe zum «Wilden Lichtlein» auch die Sagengruppe «Aus dem Tritt geraten», S. 79 ff.

5 Am Hang unmittelbar über dem Bad Rans, an der Badhalde, befand sich früher ein Wingerter, aus dem der hier erwähnte «Haldenwein» gestammt haben dürfte.

6 Tatsächlich wird nicht zwischen fünf, sondern zwischen acht Kreuzbergen unterschieden.



Die Wetterlöcher von der Rosla her. Auch in der Gamsers Sage zeichnet der übertölpelte Teufel für die drei Löcher im fünften Kreuzberg verantwortlich.

Foto Hans Jakob Reich, Salez

schosse fuhren durch die Felsen und schlugen drei grosse Löcher in die Zinnen. Der Teufel aber fuhr ab und mit ihm das Unwetter. Der alte Rutz vom Saxer Berg aber lächelte, faltete fromm die Hände, und seine Seele verliess das Haus durch das Seelenfenster.

Und wenn der Teufel in einem Gewitter über den Roslenfirst reitet, so sieht man durch die Wetterlöcher der Kreuzberge das böse Wetter kommen und läutet mit den Kirchenglocken Sturm. Fällt aber der Strahl der Abendsonne durch die Felsenfenster ins schattige Tal hinaus, dann dengeln die Bauern die Sensen zur Heuernte für den kommenden Tag.

Aebi 1962, S. 14f.

● Die Kreuzberglöcher

Jedes Kind in Gams und Sax kennt die Felsenfenster in den Kreuzbergen als untrügliche Wetterzeichen. Je nachdem nämlich, ob man am Abend durch sie hindurch den blauen Appenzeller Himmel sieht oder nicht, wird das Wetter am andern Tag gut oder schlecht. Man nennt diese Kreuzberglöcher auch Teufelslöcher, denn

sie sind auf eigenartige Weise entstanden: Ein fleissiger und frommer Gamsacker rackerte sich an einem heissen Sommertag im Riet draussen ab. Da erschien der Teufel und anerbote sich, dem Mann die ganze mühselige Arbeit abzunehmen unter der Bedingung, dass dessen Seele ihm ver falle, wenn vor dem Angelusgeläut alles unter Dach und Fach sei. Der Bauer überlegte nicht lange und ging im Vertrauen auf Gottes Hilfe auf den Handel ein. Ihn dünkte nämlich, es gebe noch viel zu tun, dass es selbst dem Teufel nicht gelingen könne, bis zur abgemachten Stunde fertig zu sein.

Er legte sich in den Schatten, ass Brot und Käse und sah dem Gehörnten zu. Der werkte wie wild und kam mit der Arbeit so gut voran, dass dem Bauern allgemach angst und bange wurde. Als der Schwarze eine Viertelstunde vor der besagten Zeit bereits am Aufladen war, stand fest, dass er den Wettlauf mit der Glocke gewinnen würde. Da betete der Bauer inständig zum lieben Gott, er möge ihm das leichtfertige Tun verzeihen und hilfreich beistehen. Der Allmächtige aber war erzürnt darüber, dass der Gamsacker

sein Seelenheil aufs Spiel gesetzt hatte und liess ihn noch eine Weile zappeln. Wie dann aber der Teufel schon das Fuder festband, rührte Gott mit seinem Finger an die Betzeitglocke – etwas vor der üblichen Zeit, denn eine reumütige Seele wollte er nicht der Hölle überlassen – und das erlösende Geläute erklang wie ein himmlischer Gesang über das Riet.

Der Teufel zuckte zusammen. Er glaubte, dass er sich verrechnet und die Wette um Minuten verloren habe. Beben vor Zorn schleuderte er den Wisbaum, den er eben in den Händen hielt, und danach noch anderes Werkzeug mit grosser Wucht gegen die Felswand hinauf und verschwand, wie er gekommen war. Die Wurfgeschosse aber hatten die Bergkette glatt durchschlagen und darin kreisrunde Löcher hinterlassen. – Seither hat sich der Leibhaftige in Gams nur ganz selten blicken lassen, meistens noch im Hültsch oder im Ussebach, wo er mit grimmigen Blicken ehrbare Leute ängstigt, ohne sich aber je wieder auf einen Handel mit ihnen einzulassen.

Kessler 1991, S. 53ff., Neufassung 2012, S. 19.